

Nr. 48. Bromberg, den 28. Februar 1937

Der Ruf der Heimat

Roman von Artur Brausewetter

(9. Fortsetzung.) —— (Nachdruck verboten.)

Aus der Küche treten die Mädchen, sehen ihr nach, staunen ob des ungewöhnlichen Ereignisses, flüstern sich kichernd ihre Vermutungen zu, begleiten sie mit ihren Glossen.

Einer großen Beliebtheit hat sich die Greisin bei ihnen nie zu erfreuen gehabt.

Endlich hat sie die letzte Stufe erreicht.

Sie bleibt stehen, atmet noch einmal, tief, ein wenig rasselnd, tupft mit einem gestickten Taschentuch den Schweiß ab, der in hellen, heißen Tropfen von der noch glatten, wenig gerunzelten Stirn tropft.

Da tritt ihr Iduna Karsten entgegen, die unentwegte Türhüterin, die vom frühen Morgen bis in den sinkenden Abend hinein Frau Dörthes Zimmer und Krankenlager bewacht und jedem nicht von ihr Zugelassenen den Eintritt wehrt, bei schlechtem Befinden ihrer Schutzbefohlenen sogar dem eigenen Mann und Tochter.

Nur auf einen erstreckt sich ihre Macht nicht: auf Timm. Der darf nie und unter keinen Umständen abgewiesen werden.

Das ist die einzige Auflehnung, die sich die Kranke gegen ihre Pflegerin erlaubt, unter deren Treue sie leidet wie unter ihren Launen.

„Die gnädige Frau hat eine schlechte Nacht gehabt. Sie will aber trotzdem Frau Wallburg-Werra empfangen."

„Empfangen!" wiederholt Frau Sabine mit dem Ausdruck einer Verachtung, die ganz von oben auf die Wärterin hinuntersprich, stößt den Stock mit der Hornkrücke auf den Boden, würdigt die Wärterin keines Wortes, keines Blickes mehr.

Die aber läßt sich nicht im leisesten beirren. Sie weiß, daß sie das Regiment hier hat, daß es niemand aus ihren Händen reißen wird, am wenigsten eine alte, längst entthronte Frau.

„Meine gnädige Frau darf auf keinen Fall irgendwie aufgeregt werden. Sollte dies dennoch geschehen, so müßte ich veranlassen . . ."

„Sie haben nichts zu veranlassen!" bricht sich Frau Sabines Empörung die Bahn. „Nicht das geringste. Sie sind eine Angestellte. Verstehen Sie: eine — Angestellte!"

In Iduna Karstens schmal und spitz geschnittenes Gesicht steigt eine hektische Röte. Sie will die gebührende Antwort geben — da hört sie vom Zimmer her ihren Namen rufen.

Sie öffnet die Tür.

Aber die „Angestellte" wird sie der Alten nie vergessen und sie ihr anstreichen, sowie ihre Stunde kommt. Und sie wird kommen. Das weiß sie und harrt ihrer.

Frau Sabine hat sich einen Stuhl genommen, ihn dicht an das Bett ihrer Tochter geschoben.

Der scheint eine so nahe Berührung wenig angenehm zu sein.

Sie richtet sich in ihrem Bette empor, sieht Frau Sabine aus weitgeöffneten fremden Augen an, mehr wie ein Eindringling als eine Mutter, die gekommen ist, ihr krankes Kind zu besuchen.

So sitzen sich die beiden, die sich seit einem Jahr nie mehr begegnet sind, in abwartendem Schweigen gegenüber.

Iduna Karsten hat das Zimmer nicht verlassen. Das tut sie nie. Mit einem Riesenstrickzeug hat sie in einem Winkel des Zimmers, hart an dem blauen Majolikaofen, Platz genommen. Es ist ihr Beobachtungsposten, von dem auch jetzt, während die hageren Hände eifriger Arbeit sich hingeben, das unruhig schillernde Auge zwischen den dünnhaarigen Brauen den forschenden Blick bald zu ihrer Herrin, bald zu der ihr gegenüber im Stuhle Sitzenden wie einen sorgsam gespitzten Pfeil hinübersendet.

„Ich bin zu dir gekommen, Dörthe", beginnt Frau Sabine, „weil du krank bist, weil es meinem mütterlichen Herzen wehtut, dich so leiden zu sehen. Und weil ich dir die versöhnende Hand reichen möchte."

Man hört es der spröden Sprache an, wie wohlüberlegt, ja, wie einstudiert diese Anrede ist, wie auch jetzt noch jedes Wort vorsichtig gewägt wird und das Herz nichts mit ihm zu tun hat.

Die Kranke auf ihrem Lager scheint das zu empfinden. Aber auch sie hat den Wunsch, diese Zusammenkunft, zu der man sie ohne Sinn und Zweck gezwungen, wenigstens friedlich und reibungslos verlaufen zu sehen.

„Ich danke dir, daß du gekommen bist", erwidert sie mit einer Stimme, die sich über sich selber zu wundern scheint, daß sie sich zu einem solchen Zugeständnis aufzuraffen vermag.

Frau Sabine nimmt die Hand, die unter der Bettdecke langsam und zaudernd sich ihr entgegenstreckt, drückt sie mit ihren ringbesäten Fingern, daß die Kranke mühsam einen Aufschrei unterdrückt, und antwortet mit einem Anflug ins Pathetische, der ihr ganz und gar nicht liegt:

„Mutter und Tochter sollten zusammenhalten, besonders wenn die eine alt und die andere krank ist und beide nicht wissen können, wie lange der da oben sie noch zusammenläßt."

Man merkt Frau Dörthe an, wie wenig angenehm ihr dieser Hinweis ist.

Die Stricknadeln da drüben in der Ofenecke rascheln schneller, klappern manchmal aufeinander.

„Es hätte nie so weit kommen dürfen, wäre auch nie so weit gekommen, wenn du damals . . ."

„Mutter, ich bitte dich, laß das Vergangene ruhen!"

Etwas Dringendes, Warnendes liegt in diesem Ausruf.

„Warum ruhen lassen, mein Kind? Wie kann eine Verständigung zwischen uns, die wir doch wohl beide ersehnen, anders erfolgen als durch die offene Darlegung und Beseitigung dessen, was uns so viele Jahre hindurch auseinandergebracht hat."

„Ich bitte dich noch einmal: Laß es ruhen! Es hat keinen Zweck und führt zu keinem guten Ende!"

Frau Sabine hört die erneute Warnung nicht, in der jetzt etwas fast Drohendes liegt. Oder verschließt ihr geflissentlich das Ohr.

Der Funke springt auf.

„Als mein geliebter Mann seine stets um mich besorgten Augen schloß, da hielt die Gesellschaft, deren Leiter er war, der er bis in seinen Tod mit all seinen Gaben und Kräften gedient, den einen Teil seines Vermögens zurück, weil sie behauptete, er wäre eine ihr gehörige und von ihr nicht zu trennende Geschäftseinlage gewesen. Den anderen aber zahlte sie aus. Und den beanspruchtest du für dich und deine Kinder."

„Aber so war es doch auch. Vater hat in seinem Testament genau die Papiere und Barbestände bezeichnet, die er mir vermachte, während der andere, dazu viel größere Teil dir zugeschrieben war."

„Aber ich erhielt ihn nicht."

„Ja, ist das meine Schuld? Weil die Gesellschaft behauptet, daß sie ein wohlerworbenes Anrecht auf ihn hat, und vielleicht nicht im Unrecht ist."

Frau Sabine zieht die Brauen in die Höhe.

„Sie ist nicht im Unrecht? Das sagst du? Sagst es mir?"

„Das weiß ich nicht, Mutter. Ich weiß nur, daß ich handelte, wie ich meiner Kinder wegen handeln mußte. Auch dir tat ich, was eine Tochter ihrer Mutter gegenüber tun kann. Ich bot dir eine Rente, von der du bei bescheidenen Ansprüchen, wie sie einer alten Frau wohl zustehen, sorglos und gut hättest leben können. Du schlugst sie aus."

„Weil ich mein Recht wollte, nicht deine Gnade. Deshalb führe ich den Prozeß, habe ihn jetzt bis in die höchste Instanz gebracht."

„Weil du ihn in der früheren verloren hast und ihn jetzt auch verlieren wirst."

Da ist es um Frau Sabine geschehen. Es ist die empfindlichste, ist die am leichtesten verwundbare Stelle in ihr, die ihre Tochter da getroffen hat.

„Ich werde ihn verlieren? Das sagst du? Das glaubst du wirklich?" Es ist das Aufzucken und zugleich das Erlöschen einer Zuversicht, die sie so lange aufrechtgehalten, sie alle Leiden und Demütigungen ihrer Lage hat standhaft tragen lassen. Ist wie der Notschrei einer Ertrinkenden.

„Das ist ja sehr liebreich von dir. Sehr töchterlich und kindlich."

Die Stricknadeln rascheln nicht mehr, klappern auch nicht mehr aufeinander. Sie haben ihre Arbeit vollendet, sind mit dem riesigen Wollstrumpf auf Iduna Karstens dürren Schoß gesunken.

Nun sitzt sie in vornüber gebeugter, eingesunkener Haltung in ihrer Ofenecke wie eine große graue Katze, die zum Sprung sich rüstet.

Einmal noch sucht Frau Dörthe einzulenken.

„Als du meine dir aus freien Stücken angebotene Rente zurückwiesest, öffnete ich dir mein Haus."

„Dein Haus!" kommt es gellend in Hohn und Zorn zurück. „Das Mauseloch da unten meinst du, die muffige, kleine Hinterstube, in der ich, von dir, von euch allen wohlweislich abgesondert, meine Tage beschließen soll . . ."

„Weil du es nicht anders gewollt hast."

Hell lodert der Funke empor, wird zur Flamme, die jeder Hemmung, jeden Zügels bar, über dieser unseligen Begegnung zusammenschlägt.

„Aber ich werde mein Leben dort nicht beschließen. Das denke nur gar nicht! Ich werde den Prozeß gewinnen. Verlaß dich darauf! Aber wenn ich ihn werde gewonnen haben, wenn ich wieder zu Geld und Ansehen werde gekommen sein . . . dich und deine Kinder schließe ich von meinem Erbe aus."

„Von deinem Erbe, das du gar nicht hast, niemals haben wirst . . . wir werden es zu tragen wissen."

Aus der Ofenecke löst sich eine hagere Gestalt, tritt schweigend an Frau Sabine heran, hebt sie mit klammerndem Arm von ihrem Stuhle, reicht ihr den Stock mit der hörnernen Krücke, öffnet die Tür, sagt nur das eine, sagt es kühl, gebietend, unabweisbar:

„Sie gehen jetzt, Frau Wallburg-Werra! Auf der Stelle gehen Sie!"

*

Timm steht auf dem Tennisplatz seines Klubs. Er hat ein Endspiel auszutragen.

Seine Gegnerin ist wiederum Locki. Der Sieg ist noch nicht entschieden, neigt aber ihr zu.

Nach einigen Bällen hält sie ihn glückstrahlend in den Händen, empfängt den Preis, den der Klub ausgesetzt hat.

Es wäre unrecht, wollte man sagen, daß Timm darüber erfreut ist. Dazu ist er zu sehr Sportsmann. Man muß ihm aber zugestehen, daß er seine Niederlage mit einer Gelassenheit trägt, die des Gentleman würdig ist.

Des Abends lädt er die überlegene Gegnerin zur Feier ihres Sieges zu dem lange ersehnten, immer wieder hinausgeschobenen Abendessen bei Lauterbach ein, läßt vor ihr Gedeck einen Strauß duftender schwarzroter Rosenknospen stellen, die sie vor allem liebt, macht mit Ritterlichkeit den Wirt, ist gesprächig und wohlaufgelegt.

Und doch vermißt die kleine Locki, die im stolzen Siegerbewußtsein gnadenvollen Zugeständnissen heute gewiß nicht ganz abgeneigt gewesen wäre, ein Etwas an ihm, das ihr diese Zugeständnisse leichter gemacht hätte. Denn ihre Gunst aufdrängen, nein, das hat eine Locki nicht nötig. Wem sie sie aber gibt, der muß ein König sich dünken, muß sie beglückt und beseligt aus ihrer verschwenderisch schenkenden Hand empfangen.

Die Lust am Tennis hat Timm nach seiner Niederlage eingebüßt. Er widmet seine Muße wieder dem englischen Motorrad, unternimmt weite Fahrten mit ihm, oft allein, mehr zum Training als zum Vergnügen, reitet oder macht kleine Reisen mit seinem Wagen, auf denen er Locki, da das Theater eines bevorstehenden Umbaues halber seine Pforten zeitiger als sonst geschlossen hat, meist mitnimmt.

Das Paddelboot aber hat lange, ungestörte Ferien gehabt.

Eines Tages jedoch nimmt er es hervor, macht es klar zur Fahrt.

Als der Wind günstiger weht, spannt er das kleine Segel auf, und nun gleitet der schmale schlanke Puck, froh, aus seiner unerwünschten und unverdienten Mußezeit erlöst zu sein, mit seinem weißen Treiber über die zu beiden Seiten des Bugs perlend aufquellenden Wogen, fliegt und flitzt durch sie hindurch, daß die Kastanien am Ufer, deren Kerzen bereits erloschen sind, wie blaßdunkle Schattenrisse vorbeitanzen, die Fohlen, wie damals, aus den Koppeln erschreckt herbeispringen und mit aufgeblähten Nüstern und erstaunten Augen dem lustigen Falter nachblicken, der mit ausgebreiteten Flügeln über die aufgurgelnde Silberflut der aufgescheuchten Wasser dahinhüpft.

So ist es nach Timms Herzen. Er hat ja lange genug dagegen angekämpft, hat es immer gewollt und immer wieder unterlassen.

Dann aber ist es über ihn gekommen wie zwingender, nicht mehr verstummender Ruf, und nun ist er unterwegs und kann das Ziel nicht schnell genug erreichen, gleich als winkte es wie bei einer Rennfahrt, wo er der Erste sein mußte.

Die Hemmungen, die ihn bis heute zurückgehalten, sind überwunden.

Du lieber Himmel! Was waren es schließlich denn für Hemmungen?

Daß sein Vater den ihren, als er, von seiner Not getrieben, hilfesuchend zu ihm kam, von sich gewiesen? Daß er jetzt krank darniederliegt?

Wer wollte denn wissen, daß es im Zusammenhang mit jenem Vorfall stand? Schließlich war er ein alter Mann. Und alle Männer werden eben krank. Alte Männer sterben auch. Seinem Vater wird es nicht anders gehen, wenn er noch so frisch und rüstig tut. Wer sagt ihm, daß er so gesund ist, wie er sich den Anschein gibt, es auch zu sein glaubt? Und wenn er arbeitet von des Morgens Frühe bis in die späte Nacht hinein und die Stunde auskauft bis zur letzten Minute . . . eines Tages wird die Uhr langsamer ticken, wird ganz stehen bleiben.

Nur das Leben geht seinen ewigen Gang. Und die Jugend mit ihm.

Darum halten die beiden auch zusammen und lassen sich einer dem anderen nicht nehmen.

Was ist schließlich am Alter gelegen? Es ist dazu da, daß es haltmacht. Oder wenn es das nicht will: daß man ihm Halt gebietet, auf daß es der Jugend das Feld räume, das es lange genug behauptet hat. Denn nur die Jugend hat Anspruch auf das Leben und ist im Recht, weil sie im Besitze ist.

Lächerlich, von der Krankheit eines alten Mannes noch viel Aufhebens zu machen!

Timm hat das geruhig leichtfließende Blut.

Darum ist er ein Begnadeter. Denn er sieht die Dinge, wie sie sind, und nimmt sie, wie sie sind, läßt sich weder von Skrupeln oder von Zweifeln beirren, noch von irgendeiner Art von Sentimentalitäten plagen. (Forts. folgt.)

Sehnsucht in San Blas.

Tropisches Erlebnis von Konrad Seiffert

Während der Schafschur ging es uns ganz gut. Wir verdienten viel, wir hatten zwar auch viel zu tun, und unsere Kleider hingen in Fetzen an uns herunter. Aber auch die längste und anstrengendste Schafschur geht ja mal zu Ende. Und der Patron war ein anständiger Kerl, er wollte uns auch nach der Schur behalten.

Nur mit dem Essen waren wir nicht zufrieden. Fleisch gab's zwar genug, Yerba, Reis, Nudeln, Salz und Zucker waren auch da, Brot fehlte, dafür bekamen wir steinharte, anscheinend uralte Galletas, die nach Schimmel schmeckten, die schlecht rochen und die wir mit dem Messer in Stücke hauen mußten. Das Essen war immer das gleiche, das ausgekochte Fleisch wurde uns von Tag zu Tag widerlicher, und die großen, harten Pinguineier, die zuweilen von der Küste herankamen, schmeckten nach Fischtran, was ja kein Wunder war.

Maurice war unser Koch. Maurice war Südfranzose. Deshalb hatten wir ihn zum Koch befördert. Aber wir hatten keinen guten Griff mit ihm getan. Mehr als Puchero brachte er nicht zusammen. Jeder eingeborene Gaucho, jede dicke, schmierige India hätte das Zeug ebenso fertigbekommen, dazu brauchten wir keinen südfranzösischen Koch, und seine Eierkuchen bekamen wir nicht hinunter, sie stanken aus der Pfanne heraus.

Wenn wir Maurice sagten, daß wir mit seiner Kocherei unzufrieden waren, dann behauptete er, das Material sei das Malheur, wenn er anderes Material zur Verfügung hätte, dann wolle er uns schon mal zeigen, was französische Küche sei.

Maurice erzählte uns, was es alles für wunderbare Gerichte in seiner Heimat am Golfe du Lyon gebe. Er machte uns den Mund wässerig. Seine Hauptattraktion war Bouillabaisse.

Ein Leben ohne Bouillabaisse sei kein Leben, behauptete er, und wenn er wieder in seiner Heimat sei, dann wolle er jeden Tag Bouillabaisse essen. Es war keiner unter uns, der wußte, was Bouillabaisse war. Maurice erzählte uns, wie Bouillabaisse zustandekommt: Man braucht eine Menge Zeit bei der Zubereitung, Fische, Hummern, Langusten, Wurzeln, Salz, Pfeffer, Knoblauch, Zwiebeln, Safran, Tomaten und noch vieles andere, was uns kaum dem Namen nach bekannt war. Und die beste Bouillabaisse bekomme man in Marseille, eigentlich nicht direkt in Marseille, die hervorragendste, berühmteste Bouillabaisseköchin sei seine Mutter gewesen, in einem Dorf westlich von Marseille habe sie gewohnt, und die Herstellung einer richtigen Bouillabaisse sei eine Wissenschaft, eine Geheimwissenschaft, nur besonders Begnadete seien eingeweiht in diese Wissenschaft, seine Mutter habe zu diesen Begnadeten gehört, und er habe das Rezept von ihr geerbt, hach, wenn er am Meer wäre, dann wollte er uns schon ein Essen vorsetzen, eine Bouillabaisse — —! Es war gar nicht so verwunderlich, daß Bouillabaisse bei dem Essen, das uns Maurice jeden Tag kochte, so etwas wie ein Wunschtraum für uns alle wurde.

Als die Schafschur, als die Hauptarbeit zu Ende war, stand es fest für uns alle: Wir mußten eine Bouillabaisse haben! Es gibt Augenblicke im Leben, in denen wie glückselige Inseln Träume und Wünsche und Sehnsüchte auftauchen aus dem Nebel des Alltags, du mußt hin, du mußt hinüber in die Glückseligkeit, oder du drohst, ganz einfach aus den Pantinen zu kippen.

Also war es abgemacht, daß Maurice uns eine Bouillabaisse auf den Tisch stellen würde. Er war damit einverstanden, schnalzte mit der Zunge, rollte die Augen und hatte einen durchaus verliebten Zug um den Mund. Aber um zur Bouillabaisse zu kommen, mußten wir an die Küste fahren. Wir sagten dem Patron, daß wir alle auf drei Tage nach San Blas zu reisen gedächten, und baten um Urlaub, wir wollten uns mal was Feines leisten. Der Patron war der Meinung, daß wir uns in seiner Dispensa kaufen könnten, wonach uns der Sinn stand. Aber wir meinten, er habe da keine Bouillabaisse, und nur Bouillabaisse könne uns retten, da hielt er uns für verrückt, er hatte keine Ahnung, was Bouillabaisse war, der Arme. Aber er ließ uns ziehen.

Acht Stunden saßen wir im Sattel, ehe wir die Station erreichten von der wir mit der Bahn nach San Blas fahren konnten. Wir ließen unsere Pferde auf der Station. Am nächsten Tag waren wir in San Blas, am Meer, und bei Otto Schmidt aus Rixdorf, der auf dem Schild seiner Wellblechkneipe unter anderem „echt Berliner Spezialitäten anbot. Otto hielt uns, wie der Patron, für total übergeschnappt, als wir auf seine Berliner Spezialitäten verzichteten, von Bouillabaisse zu sprechen anfingen und behaupteten, Maurice werde die Sache machen.

„Moritz", sagte Otto, „du willst meiner Frau ins Handwerk fuschen?"

Maurice beruhigte Madame und Monsieur und schwur, er habe noch nie in seinem Leben so gut gegessen wie bei Otto Schmidt in San Blas, aber jetzt stehe der Ruhm des ganzen Golfe du Lyon auf dem Spiel, und einmal müsse er zeigen, was er könne. Da gaben Otto und seine Frau nach.

Maurice kaufte ein. Er gab sich ehrliche Mühe. Aber er bekam doch nicht alles das zusammen, was zu einer wirklich guten Bouillabaisse gehörte. Trotzdem, versicherte er, werde sich die Sache machen lassen.

Maurice machte die Sache. Er kniete sich richtig hinein, polterte mächtig mit Kübeln und Pfannen, pfiff, trällerte, lachte vor sich hin, und dann entquollen der Küchentür mächtige Schwaden. Sie lagerten schwer und dicht im Schankraum, die anderen Gäste und wir begannen schwer um Luft zu ringen, Otto Schmidt aus Rixdorf schrie, sein Hotel (Hotel!) sei kein Teerofen. Wir hatten noch nie in einen Teerofen gerochen, aber wir waren überzeugt davon, daß es dort nicht schlimmer riechen könne. Trotzdem hielten wir stand. Die anderen Gäste Ottos auch. Denn sie waren neugierig geworden. Und Maurice hielt tapfer in der verpesteten Küche aus. Er pfiff sogar weiter. Wir wußten nicht, ob dieser Gestank immer entsteht, wenn Bouillabaisse gemacht wird. Wir glaubten es.

Wir hatten mit Absicht ein wenig gefastet, um uns dann an die Bouillabaisse zu halten. Und wir riefen, Maurice solle sich beeilen. Er erschien in der Küchentür mit gänzlich entzündeten und tränenden Augen und bat, ihn um des Himmels willen nicht zu stören und nicht zu drängen, Bouillabaisse brauche eben seine Zeit. Wir waren, als wir Mauricens Gesicht sahen, ganz gerührt, und wir erkannten, was für ein Opfer uns der Gute brachte.

Und dann, endlich, kam er mit der Bouillabaisse. Er schleppte einen großen Kupferkessel heran und stellte den auf den Tisch. Neugierig sahen wir hinein und stellten erst einmal fest, daß Bouillabaisse nicht gut aussah, wirklich nicht. Das Zeug sah aus — — Sie wissen schon, wie! Und dann stellten wir fest, daß Bouillabaisse wirklich nicht gut roch. Sie roch nach allerhand. Knoblauch war ganz deutlich zu erkennen, der stank mit Mach' aus dem Kessel heraus. Aber das schlimmste war dieser Knoblauch noch lange nicht. Wir schnupperten und schüttelten uns. Hinter uns stand Maurice und wischte sich mit dem Handrücken die Tränen aus seinen entzündeten Augen. Otto Schmidt sah blaß aus, seine Frau war ins Freie gegangen, der Wind kam frisch vom Meer her.

Wir taten uns die Teller voll. Aber wir waren wirklich enttäuscht. Pinguineierkuchen mit Fischtrangeschmack war eine Delikatesse gegen diese Bouillabaisse. Auch Maurice war enttäuscht. Er verhehlte uns das nicht und behauptete, das Material sei das Malheur, und nur in seiner Heimat, nur am Golfe du Lyon, bekäme man eben alles, was man zu einer richtigen Bouillabaisse brauche. Wir sahen das ein, waren dem kleinen Kerl nicht böse und aßen, nachdem wir die beiden Fenster weit geöffnet und den Kessel hinausgetragen hatten, echt Berliner Spezialitäten. Und das war wirklich etwas Besseres. Frau Schmidt zeigte an diesem Tag, was sie konnte. Maurice machte ihr viel Komplimente, er verstand das sehr gut.

Zwei Tage hielten wir uns noch bei Otto Schmidt in San Blas auf. Wir machten unser Geld klein, saßen am Meer, und mancher von uns dachte daran, daß es mit dieser Bouillabaisse genau so war wie mit den glückseligen Inseln, die aus dem Nebel des Alltags auftauchen: ein Hauch, ein Ton, ein Bild kommt zu dir herüber wie aus einer andern Welt, du mußt hin, du kannst nicht dagegen ankämpfen, und wenn du dann wirklich da bist, dann ist alles ganz anders, und du erkennst, daß du nie dahin kommst, wohin deine Sehnsüchte dich rufen. Diesmal war's nur Bouillabaisse. In San Blas.

Der Freier.

Heitere Skizze von F. Schrönghamer-Heimdal.

Der Kachleder von Kachled saß auf der Ofenbank, wärmte sich den breiten Buckel und hatte so seine Gedanken. Die Kachlederin auf dem Hochstuhl in der „Hölle“ hatte auch ihre Gedanken.

Die Kathl aber, der beiden Tochter, saß auf dem Schragen vor dem großen Bauerntisch, machte Brotzeit und dachte gar nichts.

Plötzlich ging die Stubentür auf, und eine Stimme fragte durch den Spalt: „Bin ich da recht beim Kachleder?“

„Bist schon recht“, beschieden der Kachleder und die Kachlederin wie aus einem Munde. Die Kathl sagte gar nichts. Sie war zu sehr mit ihrer Vesper beschäftigt und sah sich nicht einmal um. Die Stimme hinter der Stubentür fragte ein zweitesmal: „Ist das aber auch der richtige Kachleder, wo eine Tochter da ist namens Kathl?“

Da hob es den Kachleder von der Ofenbank und die Kachlederin von ihrem Hockstuhl in der „Hölle“. Sie warfen sich einen verständnisvollen Blick zu, denn sie mochten ahnen, wieviel es geschlagen hatte. Die Kathl aber tat auf ihren Schragen keinen Mucker, sondern schnitt sich einen neuen Keil Brot ab.

Da öffnete sich die Stubentür vollends und ein Berg von einem Mannsbild rollte herein.

Der Kachleder und die Kachlederin hatten angesichts des Mannsbildes den gleichen Gedanken: Genau so ungeschlacht und baumstämmig wie unsere Kathl ... Ob's nicht gar ein Brautwerber ist? Das gäb' einen wunderschönen Zusammenstand — der Klechl da und unsere Kathl.

Die Kathl aber dachte sich gar nichts, sondern vesperte gleichmütig weiter, indes der Ankömmling seinen Stecken neben den Besen im Stubenwinkel stellte und erklärt: „Diesen Stecken hab' ich mir auf dem Schwendbühel von einer Kronwittstauden geschnitten. Das ist ein zacher Stecken! Und lachend lümmelte sich der Lackl auf die Wandbank hin beim Besen.

„Geh doch zum Tisch vor! Schneid' dir ein Stück Brot ab!“ bestimmten der Kachleder und die Kachlederin. Im Gedanken an die Möglichkeit, einen Freiwerber vor sich zu haben. Die Kathl verharrte regungslos.

Der Fremdling aber erhob sich breitspurig und war mit drei Schritten am Tisch. „Eine Kuh, hab ich mir sagen lassen, habt ihr feil“, meinte der Fremde gelassen und schnitt sich einen Keil Brot ab, der für drei Drescher gelangt hätte.

„Eine Kuh?“ fragte die Kachlederin, denn der Kuhstall stand unter ihrer Obhut.

„Ich bin nämlich der Hurnaus von Höniggrub, wenn ihr schon gehört habt davon.“

„So, der Hurnaus bist? Mit deinem Vater hab' ich einmal einen Roßhandel gehabt“, meinte der Kachleder, froh, das Band der Bekanntschaft geknüpft zu haben.

„Und ich bin mit deiner Mutter einmal wallfahrten gewesen am Heiligen Berg in Böhmen drinnen. Wie geht's ihr denn alleweil?“ fragte die Kachlederin.

„Ein Roßhandel ist ein Roßhandel, und eine Wallfahrt ist eine Wallfahrt“, beschied der Hurnaus. „Da wird wohl aus dem Kuhhandel auch was werden.“

Seine Blicke ruhten eine ganze Weile wohlgefällig auf den wuchtigen Händen der Kathl, die das Brotmesser meisterte wie ein Großknecht.

„Übergegeben haben sie mir, die Meinigen. Den Vater freut der Roßhandel nimmer und die Mutter das Wallfahren. Und deswegen bin ich jetzt auf dem Kuhhandel.“

„Bring ihm ein Geselchtes!“ befahl der Kachleder der Kachlederin.

„Und du — bring ihm einen Krug Most!“ gebot die Kachlederin dem Kachleder.

Als das Gebotene und Befohlene zur Stelle war, fuhr der Hurnaus in seinem „Kuhhandel“ fort: „Jawohl, übergegeben haben sie mir, der Hof hat hundertdreißig Tagwerk und vierundvierzig Dezimalen, halb Wiesen und Felder, und der Wald, schlagbar, versteht sich, geht noch besonders mit gutding fünfzig Tagwerk. Im Roßstall stehn acht Roß', lauter schwerer Landschlag, im Ochsenstall stehen vier Paar Einspannochsen und ein Paar Mastochsen, die auf Micheli feist werden. Im Kuhstall stehen sechzehn Milchküh' auf der einen Seiten, und auf der andern Seiten sind die Jungrinder, so an die achtzehn Stück. Nachher ist noch der Saustall da mit zwanzig, dreißig Stück, und Schaf' haben wir nie unter vierzig gehabt. So ist der Hurnaus gestellt. Und jetzt bin ich auf dem Kuhhandel ... Herrschaftseiten, wenn ich die Kachleder Kathl wär', nachher tät ich sagen: Hurnaus, deine Sach' gefällt mir. Und in vier Wochen bin ich Hurnausin ... Aber sonst sind wir gesund!“

Bei den letzten Worten des Hurnaus, die mehr waren als eine deutliche Anspielung, empfahl sich der Kachleder durch die Stubentür, die Kachlederin aber durch die Kammertür, um der Kathl die Sach' zu erleichtern. Da aber sowohl die Kammertür als auch die Stubentür ein Schlüsselloch hatten, konnten Kachleder und Kachlederin das Kommende genau beobachten.

Sie sahen, wie der Hurnaus gegen die Kathl heranrückte, die immer noch steil und steif zum Fenster hinausstarrte, als säße der Hurnaus gar nicht da. Und sie fühlten, wie er sie mit Fragen bedrängte, und das Herz schlug ihnen bis zum Hals hinauf: Wird die Kathl zugreifen? So ein Mannsbild — so ein Hof — so ein schöner Zusammenstand!

Als sie endlich merkten, wie die Kathl einmal mit dem Kopf nickte, traten sie wieder in die Stube, der Kachleder durch die Stubentür, die Kachlederin durch die Kammertür.

Drinnen aber verkündete der Hurnaus hochtönend: „Ein kurzer Handel, ein langes Glück. Das gilt allemal. Alsdann, in vier Wochen haben wir Hochzeit, ich und eure Kathl.“

*

Vier Wochen später war Hochzeit.

„Ein Riesenpaar“, sagten die Leute. „Diesmal sind die Rechten zusammengekommen.“

Das Brautpaar aber ließ sich vom Gerede der Leute nicht anfechten, ob es nun Lob oder Tadel war, sondern gab sich der Feier nach Brauch und Herkommen. Als aber beim Hochzeitsmahl auch die Knödel auf den Tisch kamen, da flüsterte der Hochzeiter seiner Kathl zärtlich ins Ohr: „Schau nur die kleinwinzigen Knödel an! Sind denn das noch Knödel? Da wirst du einmal andere Knödel machen, du mit deinen Riesenpratzen. Denn weißt, deine Händ' haben mir's gleich angetan, wie ich sie zum ersten Mal gesehen hab'. Die oder keine, hab' ich mir gedacht. Denn solchene Knödel kann mir keine machen wie du — mit solchene Händ'!“



Lustige Ecke



Erkannt!

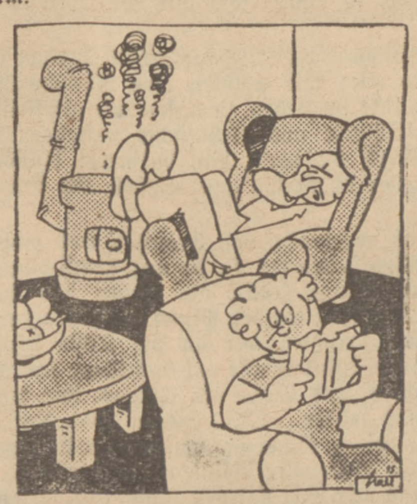
Buttermilch trifft unverhofft seinen Freund Wuchermann. „Nanu — wir haben uns ja ewig nicht gesehen! Wo waren Sie denn die ganze Zeit?“

„Ich war sechs Monate verreist!“

„Aha. Konnten Sie denn nicht Berufung einlegen?“

*

Der Irrtum.



„Du hast aber auch nur deinen Roman im Sinn, Marie — ich glaube bestimmt, daß in der Küche irgend etwas anbrennt!“

Verantwortlicher Redakteur: i. V.: Arno Ströse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.